

# Maximilian Schmidt

## genannt Waldschmidt

(1832 – 1919)

# Der goldene Samstag

Erzählung

(1883)

## I.

Mellek, der Schauplatz der Erzählung, ist der Grenzpunkt Bayerns und des österreichischen Unterpinzgau's. Die Höhe, auf welcher das Gasthaus von Mellek, sowie die bayerischen Mautgebäude sich befinden, beherrscht das weite, grüne, von tannendunklen Bergen eingeschlossene Thal von Unken, vom Achberge und Unkenberge und von den Wurzelhöhen des Rüstfeicht- und Sonntaghorns gebildet. Im fernen Hintergrunde ragt über die Alpenkette des Unkenberges das Dietrichshorn empor, zur Linken leuchten hinter dem dunklen Grün des Wendelberges die weißen Wälle der Reitalp, die wie ein Riesenbollwerk gen Himmel starrt; hier das kühne Alphorn, dort die pfadlosen Felsengiebel der drei Brüder.

Die Salach durchzieht in Schlangenbogen das belebte Thal, in welches sich die Bergstraße steil und tief zu dem einst befestigten Steinpaß hinabzieht. Pinzgauer, welche wallfahrten gehn, Frachtwagen, mit zwanzig und mehr Pferden bespannt, und lange Züge von Ochsen und Rindern unterhalten einen lebhaften Verkehr auf der Straße und mit der hochgelegenen Zollstation.

Die an den Landesgrenzen befindlichen Ortschaften haben stets etwas Eigenartiges an sich, wodurch sie sich von anderen im Innern des Landes vorteilhaft auszeichnen. Nicht zum mindesten ist es eine gewisse Intelligenz, welche den Grenzlern eigen ist, die jedenfalls durch den Verkehr der verschiedenen Landeskinde und durch den Austausch ihrer Interessen entsteht. Man findet auch in jenen Grenzorten, selbst in den vom Verkehrswege entlegensten, nicht jene Weltvergessenheit und Kirchhofsruhe anderer Dörfer und Einöden, denn an der Grenze herrscht immer der Krieg im großen und kleinen; Grenzwächter und Schmuggler suchen sich die Wege abzugewinnen, dem einen gelingt es, dem andern schlägt es fehl, und alle diese Vorfälle bieten Stoff zur Unterhaltung, machen erfinderisch, kühn, verwegen.

Außerdem ist auch der Handel den Grenzlern angeboren. Hinüber und herüber wird geliefert, sei es in Vieh oder anderen Waren der verschiedensten Art. Die Kurse der verschiedenen Währungen werden auszubeuten gesucht und die auf alles einwirkende Politik wird in diesen Grenzdörfern eifriger verfolgt als in manchem Städtchen des Inlandes.

So macht oft der einfachste Dorfkrämer die Geschäfte eines Großhändlers in der Stadt. Aus dem Nachbarlande kommen die Schmuggler einzeln heran, um dann nachts auf geheimen Notsteigen in langen Reihen mit gefüllten Kraxen über die Grenze zu schleichen. Nur selten erfolgt eine Verhaftung, Verrat ist hier ausgeschlossen; höchstens werden Manöver zu dem Zwecke erfunden, die gegenseitigen Grenzwächter irre zu führen, zu veranlassen, daß sie andere Plätze besetzen, während der gewählte Pascherweg frei ist.

Wie es im Kriege Auskundschafter und Spione giebt, so giebt es an den Grenzlinien auch solche Leute, welche mit Schlaueit und Findigkeit und um guten Lohn den Schmugglern zur Umgehung des Gesetzes ihre Hilfe leisten, und diese sind nicht etwa nur verkommene Tagediebe, sondern oft die angesehensten Bauern, hinter denen man das am wenigsten vermutet. Ein solcher Auskundschafter war der Steinbauer, dessen Hof zunächst der österreichischen Grenzstation lag. Es war ein großer, kräftiger Mann südtirolischer Abstammung, was schon sein Name, Kaspar Anselmo, besagte. Auch in der Sprache merkte man noch einige Erinnerungen an die südliche Heimat. Er ging stets in besserer Kleidung. Auf dem Janker und der Weste befanden sich dichte Reihen wertvoller Silbermünzenknöpfe. Außerdem trug er schwarze Lederhosen und Wadenstiefel, und ein schwarzer Filzhut bedeckte sein kahles Haupt. Sein Gesicht war stets glatt rasiert; er hatte eine etwas gebogene Nase, ein weit herabhängendes Doppelkinn und große, dunkle, von struppigen Brauen beschattete Augen. Keine Lücke war in den weißen Zahnreihen des etwa fünfzigjährigen Mannes bemerkbar. Stets hatte er eine kleine sogenannte Hutmannspfeife im Munde, und wenn er über etwas nachdachte, hatte er die Gewohnheit, mit dem Daumen und Mittelfinger der rechten Hand zu schnalzen. Dies that er besonders gerne, wenn er von den Nachbarn wegen eines kranken Stück Viehes um Rat gefragt wurde, denn der Steinbauer war im Besitz

des Buches vom „Schäfer Thomas“ und kurierte nach diesem freundschaftshalber diesseits und jenseits des Schlagbaumes.

Sein Anwesen lag an dem die Grenze bildenden bayerischen Ufer des Steinbaches, der durch ein finsternes, klammartiges Thal aus den Regionen des Sonntagshorns herab zur Salzach rauscht. Es bestand aus einem größeren Bau im Geviert, und der Steinbauer galt als einer der eifrigsten und glücklichsten Viehzüchter und Viehhändler. Nicht nur waren die Gründe und Hänge um das Haus darum sein Eigentum; er besaß auch oben am „Gseng“ eine eigene große Alm. Er kaufte das Jungvieh zusammen, fütterte es groß und verhandelte es dann wieder. Diese Handelschaft und seine tierärztlichen Kenntnisse gestatteten ihm, ohne irgend einen Verdacht zu erregen, sich aller Orten herumzutreiben, während sein Hauptgeschäft die Begünstigung des Schmuggels war.

Nicht einmal Sali, seine schöne, zwanzigjährige Tochter, wußte darum. Diese führte, da die Mutter schon einige Jahre tot war, das Hauswesen, unterstützt von einer alten, treuen Person, ihrer vormaligen Kindsfrau, der Vroni.

Sali war über die Mittelgröße hinaus. Sie galt unstreitig für das schönste Dirndl weit und breit, und sie war es auch, ob sie nun zu Hause im schlichten Rocke mit blauer Schürze, oder des Sonntags im seidenen Gewande, mit Ketten und Schatzmünzen behangen, das schwarze, goldbordierte Hütchen auf dem zopfumflochtenen Kopfe, erschien. Die kohlschwarzen Haare und die etwas dunkle Hautfarbe, die breiten Augenbrauen ließen ihre südliche Abstammung erkennen. Die schön geformte Nase, das runde, volle Kinn und die frischen, roten Lippen, vor allem aber die großen dunklen Augen vervollständigten ihre Schönheit. Und diese Augen hatten es schon vielen angethan. Mancher Nachbar war schon gekommen, um mit dem Steinbauern ein Abkommen bezüglich einer Heirat zu treffen, aber vergebens. Der Vater zwang seine Tochter zu nichts und dachte sich immer: Wenn einmal der Rechte kommt, wird sie mir's schon sagen.

Der Rechte war auch schon da – aber das Dirndl sagte nichts. Es war ihr Geheimnis, um das nur Vroni wußte. Und der Begünstigte war nicht etwa ein Bauerssohn aus der Umgegend, sondern der Stationsführer auf Mellek, Franz Wallner, ein etwa dreißigjähriger, intelligenter Mann, der als Unteroffizier bei der Kavallerie gedient und seinen Abschied genommen hatte, um bei der Grenzzollschutzwache sein Glück zu suchen. Er hatte ein sehr einnehmendes, militärisches Äußere, blonde, krause Haare, einen eben solchen starken Vollbart und gewinnende, blaue, freundlich blickende Augen. Deutsch und welsch zogen sich an – und das war so gekommen.

Der Steinbauer unterhielt mit den Aufsehern und den Zollbeamten in Mellek stets freundlichen Verkehr. Diese waren behufs ihrer Verpflegung auf das Gasthaus angewiesen und verkehrten einzeln oder zu zwei, sei es zum Mittags- oder Abendmahle oder zum Nachtbier fast täglich, je nach der Jahreszeit im Garten oder in der Wirtsstube. Die Gesellschaft bestand im Winter außer den dienstfreien Aufsehern aus dem Zolleinnehmer und dem alten Zollamtsdiener oder Schlagwärter, sehr oft aber auch aus dem Steinbauern, der ein sehr gerne gesehener Gast war und oft, um ein Tarock zu ermöglichen, den Herren zu Gefallen blieb.

Allerdings war er ein sehr zerstreuter Spieler und verlor manchen Gulden an die sorgsamer auf das Spiel achtenden Aufseher. Dieses schlechte Spielen und Verlieren lag aber in der Absicht des Bauern. Ihm war es darum zu thun, die Mannschaft hier zu fesseln, vielleicht eine halbe oder ganze Stunde vom nächtlichen Patrouillengange aufzuhalten, und gerade diese Zeit reichte hin, daß ein vorbereitetes Paschergeschäft zur Ausführung gelangen konnte.

Es fiel gar nicht auf, daß der lahme Andrej fast jedesmal zum Bauern kam, um ihm leise etwas auszurichten. Der nur an einem Arme lahme, an einem Fuße aber krumme und dazu kropfige Andrej war einer jener Kretinen, deren diese Gegend und besonders das Pinzgau so viele aufzuweisen hat. Er wurde beim Steinbauern zum Viehtriebe verwendet. Sein Hauptgeschäft aber war das des Botschafters an die Pascher, dem er mit einer Verschlagenheit

und Verschwiegenheit nachkam, die bei ihm nichts weniger als auf einen „Teppen“ schließen ließen.

Nun war eines Tages ein neuer Stationsführer in der Person des Franz Wallner nach Mellek versetzt und dort angekommen. Dieser fragte schon am ersten Abende nach dem Steinbauern und war sehr erfreut, als sich dieser ihm vorstellte. Der Neuangekommene reichte ihm freundlich die Hand und teilte ihm mit, daß er der Sohn des Cheveau-leger-Wachtmeisters Wallner sei, welcher am 16. Oktober 1809 beim letzten Tiroler-Aufstande mit der Division des bayerischen Kronprinzen in dieser Gegend den Speckbacher mit seinen Scharen in die Flucht schlagen half und beim Engthale des Steinbaches, wo Speckbachers Sohn gefangen wurde, durch einen Schuß in den Schenkel verwundet worden sei. Im Hause des Steinbauern wäre ihm die liebenswürdigste Pflege zu teil geworden, namentlich durch eine gewisse Vroni und durch den alten Bauern, den Vater des jetzigen.

Der Wachtmeister was schon lange bei „der großen Armee“ eingerückt, aber sein Sohn erinnerte sich des oft Erzählten, und da ihn jetzt das Schicksal hierher führte, war es sein erstes, sich mit dankbaren Gefühlen nach dem Hause und seinen jetzigen Bewohnern zu erkundigen, woselbst einst seinem Vater so viel des Guten und Lieben angethan worden.

Der Steinbauer konnte sich des verwundeten Wachtmeisters noch gut erinnern, er zählte damals schon über zwölf Jahre und war alt genug gewesen, den ganzen Jammer der damaligen Kriegszeit ermessen zu können. Seine vermöglichen Eltern waren dadurch, daß diese Gegend dreimal in kurzen Zwischenräumen zum Kampfplatze diene, verarmt. Freund und Feind brandschatzte die Bauern, das Vieh ward von den Bergen herabgeholt, die Häuser meistens zu Kampfobjekten benutzt und niedergebrannt, und so war es auch beim alten Steinbauern der Fall gewesen. Als er mit den Seinigen vom Sonntagshorn, wohin er sich schnell mit der zusammengerafften Habe geflüchtet, wieder zur Heimatstätte zurückgekommen, hatte er nichts mehr gesehen als Ruinen. Nur das Zuhäusl war merkwürdigerweise verschont geblieben und in diesem Zuhäusl lag der verwundete Wachtmeister Wallner. So gut es ging, wurde die Ruine für den Winter zum Wohnen eingerichtet, alles aber sorgte und pflegte an dem kranken Soldaten, den man bald so lieb gewann, als wäre er ein Glied der Familie, und der jetzige Steinbauer erinnerte sich noch der tiefen Trauer, welche der Abgang des Wiedergenesenen im nächsten Frühjahre bei alt und jung hervorgerufen.

Der Steinbauer erzählte das dem Sohne des Wachtmeisters und lud ihn ein, ihn am morgigen Sonntage nach der Kirche zu besuchen, wo er dann die alte Vroni und seine Tochter kennen lernen werde. Der neue Stationsführer sagte dies gerne zu und drückte seine Freude darüber aus, daß der Steinbauer wieder so wohlhabend geworden und es verstanden habe, den Segen aufs neue in sein Haus zu verpflanzen.

„Ihr Vater hat wohl vom Staate eine Kriegsentschädigung erhalten?“ fragte er.

Da lachte der Bauer laut auf. „Mit an' Kreuzer. Mei' Vata hat mir nur a verschuld'ts Anwesen hinterlassen – aber i – i hab mi selbst entschädigt.“

„Wie so?“ fragte der Stationsführer.

Der Steinbauer errötete etwas. Fast hätte er sich verplaudert, denn seine Entschädigung bestand darin, daß er die Staaten, welche ihn einst arm gemacht, um Zollsteuern brachte, daß er sich nach und nach das eigenmächtig wieder nahm, was er in den Kriegsjahren eingebüßt, und er glaubte, ein gewisses Recht zu solcher Gesetzesüberschreitung zu haben.

Jetzt aber errötete er dennoch über diese verbrecherische Selbsthilfe und er sagte, sich verbessernd: „I arbeit' mit Kopf und Händ' und hab Glück!“

„Nun, so werde ich morgen kommen, Ihr Glück zu sehen,“ sagte der junge Mann – und er kam.

## II.

Im Dienste des Steinbauers standen außer der Vroni, welche eigentlich zur Familie gehörte, zwei ältlichen Nebendirnen und dem lahmen Andrel noch ein alter Roßknecht, der mit vier Pferden die Vorspann über den Melleker Berg besorgte, sowie ein Holzknecht, welchen der Steinbauer als Teilhaber der Holzmeisterschaft die Woche über zur Arbeit zu schicken hatte.

Diese Holzmeisterschaft schlägt und liefert nämlich das Holz für die Saline in Reichenhall und akkordiert mit dem Forstamte. Jedes Haus hat das Recht, einen oder mehrere Arbeiter hierzu senden zu dürfen und diese bleiben die ganze Woche über im Forst und in ihrer Holzstube und kommen nur Samstags nach Hause, um Feiertag bei den Ihrigen zu halten und Montags wieder zur Arbeit zurückzukehren.

Der Steinbauer verwendete einen jungen, frischen Burschen zu dieser Arbeit. Er hieß Wenzel und war von böhmischer Abkunft. Seine Eltern waren mit ihm und seiner Schwester ins Salzburgische ausgewandert, erwarben sich in der Nähe Salzburgs an der Glan einen kleinen Torfstich und lebten von diesem Torfe, den sie täglich mit einem von einem Hunde gezogenen Karren in die Stadt zum Verkaufe fuhren. Da Wenzel bei dieser kleinen Arbeit überflüssig war, suchte sich der fleißige Bursche anderwärts Verdienst und kam so in den Dienst des Steinbauers. Der Bursche hatte seine Militärzeit hinter sich, war stets heiteren Temperamentes und erfreute sich auch der bekannten nationalen Eigenschaft des Musizierens. Er spielte auf einer doppelten Mundharmonika mit einer wahren Kunstfertigkeit, hatte außerdem eine prächtige Stimme und wußte seine Nationallieder mit Gefühl vorzutragen.

Wenzel war von gedrungener, kräftiger Gestalt, hatte ein üppiges, dunkelbraunes Haar und einen kleinen schwarzen Schnurrbart. Seine dunklen Augen heftete er während des Sprechens oder Singens fest auf die Anwesenden, am liebsten aber auf Sali, die wiederum ihre dunklen Blicke gerne auf dem fröhlichen Burschen ruhen ließ.

Der Böhme hat mit dem Südländer vieles gemein und nicht zum mindesten das schnell auflodernde, innere Feuer und eine gewisse Keckheit. Der arme Bauernbursche im Gebirge fühlt stets die demütigende Stellung, welche er wohlhabenderen Leuten gegenüber einnimmt, der Böhme aber vergißt dies sofort, wenn die Leidenschaft in sein Herz einzieht, er fühlt sich selbst, er vergißt die Lumpen seiner Kleidung, seine niedere Stellung, und frei, wie zu der allen gleich hell strahlenden Sonne, blickt er keck nach feurigen Augen und versteht nichts weniger als sein Entzücken darüber zu verbergen.

Wenzel begnügte sich aber nicht mit diesen Blicken allein, er war kühn genug, zu glauben, daß Salis Herz daran hing, und als ihm das Mädchen heute vor dem Schlafengehen gestand, sie bedaure, daß er nur alle Samstage heimkommen und sie so köstlich unterhalten könne, als sich dann Wenzel als morgigen Hutschmuck das Blumensträußchen ausbat, das Sali in ihrem Mieder trug, und ihm dies gern überreicht ward, da dachte der Bursche nicht anders, als Sali habe ihm mit den Blüten auch ihr Herz geschenkt, und er nahm sich vor, am morgigen Kirchgange dem Mädchen eine Erklärung zu machen.

Am andern Morgen, da mit Ausnahme Vronis alles nach Unken in das Hochamt ging, gelang es in der That dem Wenzel, der heute in flotter Gebirgstracht, Joppe und Kniehösln und Salis Sträußchen am grünen Hütl einherging, mit dem Mädchen ein von den übrigen ungehörtes Gespräch anzuspinnen.

„Sali,“ begann er, indem er die Worte in seinem nicht ganz fertigen Deutsch scharf betonte: „Sali, thun's mich verachten?“

„Warum sollt i dös?“ erwiderte Sali. „Wie kimmst zu der Frag?“

„Wie i derzu kimm? Ich hab was verbochen – Sie können's mit nöt verzeihn.“

Sali blickte den Burschen an, der über und über errötete und sichtlich bereute, diesen „Diskurs“ begonnen zu haben.

„So vertrau mir's, Wenzel,“ sagte das Mädchen lächelnd. – Plötzlich aber besann es sich und rief: „Vertrau mir's nit!“ denn des böhmischen Burschen Augen sagten ihr ohnedies alles, was sein Mund nicht auszusprechen wagte.

„Es hat mir die Sprach verschlagen, und ich hätt's so viel gern g'sagt,“ sprach dieser kleinlaut, „es ist mein Leben und mein Sterben, Sali.“

Wenzels Stimme bebte, als er dies sagte, und in den wenigen Worten lag ein so tiefes Gefühl, daß Sali, davon gerührt, erwiderte: „Wenzel, red nit weiter heunt, wir kommen drauf zruck – an' anders Mal – i muaß jetzt zum Vata.“

Und nachdem sie dem Burschen noch einen freundlichen Blick zugewendet, eilte sie zum voranschreitenden Steinbauer und verließ ihn nicht mehr, bis sie wieder am heimatlichen Hofe angelangt waren.

Hier war der neue Stationsführer Wallner bereits bei Vroni in „Hoagast“. Die Alte wußte durch ihren Herrn, welch freudigen Besuch sie zu erwarten hätte, und schon den ganzen Vormittag lugte sie zu Fenster und Thüren hinaus, um ihn herankommen zu sehen, den Sohn des braven Wachtmeisters, welchen sie monatelang gepflegt und lieb gewonnen hatte, der in ihr einförmiges Leben einen warmen Sonnenstrahl gezaubert, an dem sie sich wärmte ihr ganzes Leben hindurch.

Vroni war Ordensschwester gewesen, sie hatte als niedere Magd im Kloster Aufnahme gesucht, denn sie stand allein auf der Welt, und ihr nicht gerade anziehendes Äußere bot keine Gewähr, in der Welt viel Gutes zu erwarten. Mit der Klosteraufhebung in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts ward sie aber ihres Asyls beraubt, und der alte Steinbauer nahm die Verlassene in sein Haus auf, in welchem sie Freud' und Leid der Familie teilte und nun schon über fünfzig Jahre lebte. Sie war ihrem einst geschworenen Gelübde treu geblieben, sie wollte auch in der Welt eine reine Magd des Herrn bleiben. Da war der Krieg und mit ihm, wie schon erwähnt, der verwundete Wachtmeister in das kleine Zuhäuschen gekommen, und jedes Werk christlicher Barmherzigkeit ergreifend, hatte sich Vroni angeboten, die Pflege des Kranken zu übernehmen, und sie hatte dies in unübertrefflicher Weise gethan.

Mit dem frommen, uneigennütigen Eifer einer barmherzigen Schwester hatte Vroni sich damals ganz dieser Pflege hingegeben, und ihr verdankte der Wachtmeister Wiedergenesung und Leben. Gleichwie man ein fremdes Kind liebgewinnt, wenn man es pflegen und warten, wenn man sich dafür plagen und Opfer bringen darf, ebenso lieb gewinnt der Wärter den anvertrauten Kranken, für den er Tag und Nacht zu sorgen und zu wachen hat. Der Kranke ist ja auch nichts anderes, als ein Kind; der rauheste, herzloseste Mensch gewährt auf dem Krankenlager sanfteren Gefühlen Eingang, und dankbar ist er für jeden Trunk Wasser, den ihm der Wärter reicht.

Vroni aber reichte dem jungen Wachtmeister nicht nur Wasser und Nahrung, sie half seine schwere Wunde heilen, und als es vollbracht, da freute sie sich selbst ihres schönen Werkes. Der Wachtmeister aber sagte zu der bei seinem Abschiede weinenden Vroni: „Geh mit mir und werd' mein Weib, Vroni, dir dank ich neuerdings mein Leben, teils mit mir.“

Vroni war beglückt durch diese Worte, sie glaubte seit diesem Augenblicke an sich selbst, aber sie gedachte ihres Gelübdes und – entsagte dem weltlichen Glücke.

Aber den Kuß, welchen ihr der Wachtmeister, bevor er in den Wagen stieg, auf die Lippen drückte, den ließ sie sich gefallen; es war der erste Kuß und letzte von Manneslippen; von ihm träumte sie in einsamen Stunden, und des Wachtmeisters, für den ihr Herz die ersten und einzigen warmen Schläge gethan, gedachte sie mit Liebe bis in ihr spätes Alter.

Sie hatte wohl einmal gehört, daß er sich verheiratet habe, seit vielen Jahren aber wußte sie nichts mehr von ihm. Jetzt kam sein Sohn – sie erkannte ihn sogleich. Es war sein blondes, gelocktes Haar, sein Gesicht, sein freundliches Lachen. Unter Thränen reichte sie dem Ankommenden die Hand, und der junge Wallner freute sich, die der alten Matrone drücken zu können, der sein Vater stets und oft mit Segenswünschen erwähnte.

Nachdem Vronis Neugierde über die ferneren Schicksale ihres Pfleglings befriedigt war, zeigte sie dem jungen Wallner die Kammer, in der sein Vater gelegen, die Bettstatt und das bescheidene Mobiliar, das damals der Kranke benutzte, sie zeigte ihm zum Schlusse auch eine blonde Haarlocke, welche sie von ihm aufbewahrt hatte, und ihre Lippen darauf drückend, sagte sie: „Der Herr geb’ ihm die ewige Ruh’!“

Inzwischen waren der Bauer und Sali nach Hause gekommen und begrüßten ebenfalls aufs freundlichste den jungen Mann, dem diese liebenswürdige Aufnahme so gefiel, daß er öfters zusprach. Die alte Vroni wußte bald alles an dem jungen Manne zu preisen, und Sali stimmte ein.

Bald fanden sich die Herzen der beiden jungen Leute. Es halt kein Abreden des Vaters, der einmal seiner Tochter den Hof zu übergeben wünschte und sie nicht als die Frau eines Grenzaufsehers wissen wollte.

Franz Wallner, der bei seinen Vorgesetzten viel galt, wurde bald zum berittenen Oberaufseher befördert mit dem Verbleibe in Mellek. Diesem konnte Anselmo seine Tochter nicht mehr verweigern, und gerade am ersten goldenen Samstag, das ist der erste Samstag nach Michaeli, war großartige Hochzeit in Mellek.

Das neuvermählte Paar nahm seine Wohnung im oberen Stocke des Steinbauernhofes. Als sie nachts dahin zurückkehrten, trugen soeben mehrere Holzknechte einen schwer verwundeten Kameraden auf einer Tragbahre zum Hofe. Es war Wenzel, der auf dem Nachhausewege vom Forst in die Schlucht des Steinbaches gestürzt war – dem Anscheine nach sich selbst gestürzt und mehrere schwere, aber zum Glücke nicht lebensgefährliche Wunden davongetragen hatte. Sali erschrak bei dieser Nachricht so heftig, daß sie laut aufschrie und am ganzen Körper zitterte.

„Armer Wenzel!“ rief sie, sich vergessend und sich über den Unglücklichen neigend, „was hast than?“

Wenzel blickte Sali mit einem langen Blicke an und sagte mit schwacher Stimme: „Sterben woll’n, denn auf mein Glück kommt niemand mehr zurück! Es ist alles verlorn!“

Niemand verstand den Sinn dieser Rede, außer Sali – einer aber vermutete ihn, der Bräutigam.

### III.

Des andern Tages machte das neuvermählte Paar eine Hochzeitsreise nach München, wo die Mutter Wallners und seine Verwandten alles aufboten, den Oberaufseher und seine Frau zu ehren und ihnen Vergnügen zu bereiten. Nur eines wollte Sali nicht recht passen, nämlich daß man sie veranlaßte, ihre Gebirgstracht abzulegen und sich an städtische Kleider zu gewöhnen. Ihr Gatte mußte ihr aber versprechen, daß sie in der Heimat ihre Nationaltracht beibehalten dürfe, und nach beiden, nach ihren heimatlichen Bergen und Thälern, wie nach der lieb gewordenen Tracht, sehnte sie sich bald zurück. Ein freudiger Juhschrei hallte aus ihrer Brust, als sie ihr Vaterhaus wieder begrüßen konnte.

Es war ein wunderbarer Herbstabend. Im rosigen Lichte strahlte die ganze Umgegend; hinter dem Dietrichshorn war die Sonne soeben hinabgesunken, und der Himmel glühte in dunklem Purpur, während die glänzenden Wälle der Reitalp über den in violetten Duft eingehüllten Wendelberg zaubervoll herabzugrüßen schienen. Was war gegen diese Herrlichkeit der Natur alle Pracht und Kunst in der Residenzstadt! Und als das junge Paar den Steinbauernhof erreicht, der mit Kränzen aus Tannenzweigen und Eichenlaub festlich geschmückt war und hier aufs herzlichste von dem Vater und allen Hausgenossen begrüßt, von der alten Vroni aber mit Weihbrunn besprengt wurde, da fühlte Sali erst ihr ganzes, volles Glück.

Der verunglückte Wenzel war nicht mehr im Hause. Der Steinbauer hatte ihn auf seinen Wunsch zu seinen Eltern ins Salzburgische gebracht, und weil er annahm, daß er in seinem Dienste verunglückt sei, ließ er ihm eine ergiebige Unterstützung zu teil werden. Einen nachhaltigen Schaden hatte Wenzel durch den Fall glücklicherweise nicht genommen.

Der Steinhofbauer hatte inzwischen auch sein Anwesen auf Sali umschreiben lassen, er wollte von nun an nur noch der Verwalter desselben sein, und er war glücklich, sein einziges Kind in jeder Weise aufs beste versorgt zu wissen. Er schien auch Vronis inständigen Bitten nachgegeben zu haben, künftighin seine geheimen Geschäfte aufzugeben, um dadurch nicht sich und namentlich seinen Schwiegersohn in arge Verlegenheiten zu bringen, denn sein Handeln und Treiben war jetzt offen vor aller Welt, und der Friede und die Heiterkeit, welche des Alten Herz erfüllten, bewiesen ihm, daß diese nur der Ausfluß einer ehrlichen und gesetzmäßigen Handlungsweise seien.

Den Glücklichen flogen die Tage rasch dahin, und gerade ein Jahr nach der Hochzeit, es war wieder der goldene Samstag, schenkte der Himmel den glücklichen Ehegatten ein prächtiges, gesundes Mädchen. Dasselbe gedieh in erfreulicher Weise. Es war der Mittelpunkt, um den sich alles drehte, Eltern, Großvater, Vroni und das ganze Hausgesinde. Auf seinen Patrouillenritten dachte der Vater wohl mehr an sein Kind, als an die dienstlichen Geschäfte, und wenn ihm bei der Heimkehr die Mutter mit dem kleinen Salerl auf dem Arm entgegen kam, da führte er nicht, wie er es sonst gewohnt war, sein Pferd in den Stall, sondern er überließ dies jetzt dem Knechte, um das kleine Mädchen auf den Arm zu nehmen, es zu liebkosen und dann mit den glücklichsten Gefühlen hinaufzutragen in die Wohnung.

Eine Freitreppe führte zu der Galerie, welche das Haus rings umgab, und hier saßen Wallner und sein Weib oft in Gesellschaft des Steinbauers und tranken ihr Abendbier. Am Bettchen der kleinen Salerl wachte die treue Vroni und betete für das Glück des Hauses und des kleinen, ihr anvertrauten Mädchens. Und als dieses zu sprechen angefangen hatte, lehrte sie es selbst das erste Gebet: „Lieber Gott, mach' mich fromm, daß ich zu dir in'n Himmel komm.“

Wenn das kleine Salerl mit dem lockigen, weißen Flachshaar und den wundervollen blauen Augen, die kleinen Händchen gefaltet, dieses Gebetchen hersagte, glich es in der That einem Engel, und war auch alles darüber gerührt, so meinte doch der Vater, man sollte das Kind nicht diese Bitte gelehrt haben, denn der Himmel könnte den kleinen Engel wirklich vor der Zeit zu sich nehmen.

Vroni war über diese Deutung sehr ungehalten, denn, so lieb ihr auch Wallner war, eines an ihm gefiel ihr nicht, nämlich daß er so selten und fast nur ausnahmsweise seine junge Frau zum feiertägigen Gottesdienste begleitete. Sie getraute sich nicht, ihm dies direkt vorzuhalten, sondern redete bei jeder passenden Gelegenheit so nach ihrer Art um die Sache herum, erzählte Märchen und Sagen und überließ es dem Manne, sich eine Nutzenanwendung darüber zu machen.

So war der Oberaufseher eines Morgens, es war ein hoher Feiertag, erst von einem beschwerlichen Patrouillenritte nach Hause gekommen und nahm, das kleine Salerl auf dem Schoße und in Gesellschaft seiner Frau, auf der Galerie des Hauses seinen Morgenimbiß ein. Da ihn der Dienst nachmittags wieder fortrief, unterließ es die junge Frau, wie es zum Ärgernis der alten Vroni schon öfters geschehen, in die entlegene Pfarrkirche zu gehen, und als jetzt von Unken herüber die feierlichen Glockentöne zum Hochamte einluden, konnte die Alte nicht umhin, das junge Ehepaar zu fragen, ob der Knecht vielleicht einspannen und dasselbe zur Kirche fahren sollte.

Da lachte Wallner und meinte: „Hier ist es mir jetzt lieber als in der Kirche.“

„Mein Gott!“ rief Vroni erschrocken, „so habn aa die bösen Brüder dort oben auf der Reitalp g'lästert, und der Himmel hat 's gstrafft.“ Dabei deutete sie nach den drei gigantischen Felsen, welche in Form von Spitzkegeln am Ende der Reitalpgruppe in die Luft starren und die drei Brüder genannt werden. Sie erzählte auch, ohne eine Aufforderung hierzu



abzuwarten, die hierüber im Volksmunde lebende Sage, die wir nach unserer Weise wiedergeben.

Einst lebten in dem an der Salach zwischen Unken und Lofer gelegenen Reut drei Söhne eines Kleingütlers, von denen die beiden älteren, obwohl es streng verboten war, emsig den Gemen nachpürschten und darüber die Arbeit versäumten. Der dritte Sohn war fromm und arbeitsam. Dennoch zerrten ihn die beiden Brüder öfters mit sich in die Berge. Da waren sie eines Morgens sehr früh hoch oben in den Wänden, als unten im Thale die Glocke von Unken zum Gebete rief. Der fromme Bruder mahnte vergebens zur Rückkehr, sie stiegen höher und höher. Da läutete es in Unken zur heiligen Messe. Wieder mahnte der Fromme zur Heimkehr, und wieder vergebens. Schon standen sie oben auf dem ihnen wohlbekanntem Wechsel, als von unten die Kirchenglocke zum drittenmal herauf klang. Da rief der fromme Bruder, sich ans Herz klopfend: „Hört, Buben, es ist die Wandlung. Wollen wir heim!“

Da lachten die beiden Gesellen laut auf und riefen: „Ei was, Wandlung! Uns ist der Bock hier lieber als dort der Herr.“

Und siehe da, augenblicklich erbebte der Boden unter den Frevlern, unter Donner und Blitz senkte sich eine finstere Wolke über sie herab, Schrecken und Grausen erfüllte das Thal. Als es aber wieder hell und ruhig geworden, erblickten die Thalbewohner zu ihrem Entsetzen die drei Brüder in Stein verwandelt.

Die drei Brüder strahlten während Vronis Erzählung in weißlichem Lichte, und deutlich konnte man erkennen, wie ein riesiger Adler in weitem Zirkel dieselben umschwebte.

„Das bedeut' was,“ rief die Alte jetzt, „laßt enk guats Rats sein, gehts in d' Kircha, auf daß enk der grause Geier nit die Seel dahacken kann.“

Die jungen Ehegatten lachten über die Schwarzseherei der Alten, und Wallner meinte, die Zeiten seien jetzt vorüber, wo man eines Kirchenversäumnisses halber in Felsgestein verwandelt wurde.

„Aber 's Glück kann zu Stein wern über Nacht,“ rief die Alte, die nun einmal hartnäckig an ihrem Glauben hing; „'s Glück is wie a flüssigs Blei: so lang's hoäß is, kann ma's formen nach Belieben, laßt ma's kalt wern, so wird's starr und fest. Die Wärm is die Gottesfurcht, die Kälten aber is die Gottlosigkeit, und i bitt enk, laßt's nit kalt wern, enka schöns Glück.“

Wallner war dieses müßigen Geplauders allmählich satt, und er hieß die Alte gehen und sich nicht unnütze Sorge zu machen.

„Ja no',“ brummte die Alte im Abgehen, „'s Glück fliegt oft über Nacht davon. I geh und bet'; i woäß scho' warum.“ Damit ging sie.

Wallner aber herzte sein kleines Mädchen, plauderte mit ihm und sagte, den Arm um seine Frau schlingend: „Unser Glück ist lebendig, und nichts giebt's auf der Welt, das es tot und kalt machen könnte.“

Sali schaute beglückt in die treuen Augen ihres Mannes, aber die Rede der alten Vroni, besonders ihre letzten Worte, hatten doch einen Mißton in ihrem Innern erzeugt. Die Matrone hatte einmal das Glück „berufen“, und unwillkürlich erstanden in dem Kopfe der jungen Frau ängstliche Gedanken, denen sie auch sofort Ausdruck verlieh.

„Franz,“ sagte sie, „du machst in neuerer Zeit alle deine Patrouillen meist zur Nachtzeit und bringst mich dadurch oft in Angst, es könnt' dir was begegnen.“

„Das ist's ja eben, daß mir nichts begegnet,“ erwiderte Wallner lachend. „Ich weiß ganz bestimmt, daß infolge der teuren Viehpreise in Bayern außer dem offen stattfindenden Eintrieb der Pinzgauer Ware täglich solche über unsere Grenze geschwärzt wird. Dies geschieht meist bei Nachtzeit, und es ist meine Pflicht, meine Aufseher wachsam zu erhalten und es selbst zu sein.“

„Aber die Sache ist gefährlich,“ versetzte Sali mit besorgtem Blicke, „die Schwärzer wenden Gewalt an, und wie oft sind ihnen schon Leut' von der Zollschutzwacht zum Opfer gefallen. Heilige Mutter Gottes, was fanget i an, i und dei' Salerl, wenn dir a solches Unglück passieret!“

Der Oberaufseher warf einen teilnahmsvollen Blick auf seine Frau und streichelte die roten Wangen seines Lieblings, dann aber strich er sich den Schnurrbart und sagte lachend: „Die alte Vroni hat dich wirklich angesteckt. Man muß nie einen Unfall berufen; wie es kommt, so kommt's und sei unbesorgt, es kommt bei uns nichts Schlimmes.“

Sali entfernte sich dann, aber doch nicht ganz beruhigt, um den Sonntagsbraten in der Küche herzurichten und ihre übrigen häuslichen Geschäfte zu besorgen.

Wallner rauchte zufrieden seine Zigarre weiter und ließ dabei sein Salerl auf dem Knie reiten. „Reit' der Reiter über'n Grab'n, wenn er 'neinfallt, muß er's hab'n,“ sang er dabei und ließ das Kind jedesmal scheinbar hinabfallen, worüber dieses nicht genug lachen und sich freuen konnte. Zum Danke dafür schlang dann das kleine Salerl ihre dicken Ärmchen um den Hals des Vaters und sagte, ihn küssend, in kindlich herzlicher Weise: „Lieb's Papa'l.“

Diese Unterhaltung wurde durch den Postboten unterbrochen, welcher dem Oberaufseher außer einigen dienstlichen Schreiben auch zwei Briefe überbrachte, deren einer den Poststempel Roma, der andere den von Reichenhall trug. Bei dem größeren Interesse für den ersteren, dessen Adresse ihn die Handschrift eines ehemaligen Regimentskameraden und intimen Freundes erkennen ließ, erbrach er natürlich diesen zuerst und las mit großem Vergnügen die vier eng beschriebenen Seiten. Ein gewisser Ludwig Krieger teilte ihm darin mit, daß er in der päpstlichen Armee in der kürzesten Zeit sein Glück gemacht, daß er es bereits zum Oberleutnant gebracht habe und seine Brust ein Orden schmücke. Er schloß den Brief mit den Worten: „Wird es dir einmal bei der Grenzzollschutzwache zuwider, wo du es doch über den Subalternen nicht hinausbringen wirst, so komme zu mir, und das silberne Portepée, das dir in der Heimat trotz all deiner Kenntnisse unerreichbar ist, wird hier in Bälde deinen Säbel zieren. Findet man sein Glück nicht in der Heimat, so muß man es in der Fremde suchen, und die Fremde ist meist gerechter als jene.“

Wallner mußte über diesen Erguß des Freundes lachen. „Ich gönne dir herzlich dein Glück in der Fremde, mein lieber Ludwig,“ sagte er, „ich habe das meinige doch in der Heimat gefunden und wünsche nichts weiter, als daß es mir immer gleich gut ergehen möge.“

Hierauf öffnete Wallner den zweiten Brief mit dem Poststempel Reichenhall. Derselbe war anonym und enthielt nur die wenigen Zeilen: „In der Nacht vom Sonntag auf Montag nach Mitternacht geht ein Zug Pinzgauer Vieh blind über die Grenze und zwar bei der Furt über die Salach beim steinernen Kreuze. Es ist ein guter Fang zu machen. Ich verrate das aus Rache gegen die Pascher.“

Der Oberaufseher las diese Zeilen mit einem gewissen Gleichmute, derartige Briefe waren nichts Seltenes, und wollte er diesem eine Beachtung schenken, so war es die, heute nacht die bezeichnete Stelle unbewacht zu lassen und seine Mannschaft auf andere Plätze zu postieren, wo die Schwärzer sich gerade dieses Briefes halber für sicher halten konnten.

Während er sich so seine Pläne zurecht legte und seine Augen dabei auf dem Briefe haften ließ, war es ihm, als sei ihm die absichtlich entstellte Schrift in mehreren Buchstaben, wie in der eigentümlichen Zeichnung der S und G, welche sehr bauchig gehalten waren, nicht fremd, und er besann sich vergebens, wo er diese Schrift schon gesehen. Hätte er den Brief zu Hand genommen, welchen er während seiner Hochzeitsreise von seinem Schwiegervater, dem Steinbauern, zugeschickt erhielt, so würde er den allein richtigen Schlüssel gefunden haben. Hätte er ferner getrachtet, der Ursache der bösen Ahnungen der alten Vroni auf den Grund zu kommen, so würde er erfahren haben, daß der Steinbauer in neuester Zeit den Lockungen eines reichlichen Gewinnes nicht widerstehen konnte und zu verbrecherischen Handlungen, wie vordem, Hand und Kopf bot.

Niemand, außer dem lahmen Andrel, wußte darum. Doch auch der alten Vroni war es nicht entgangen, und daß dies zu keinem guten Ziele führen könne, das ahnte die besorgte Matrone wohl.

Gegen Mittag kam der seit einigen Tagen vom Hause abwesende Steinbauer zurück. Der lahme Andrel trieb ihm ein paar Prachtexemplare von Pinzgauer Ochsen nach, welche

ordnungsgemäß verzollt worden waren und durch deren Ankauf die Abwesenheit des Bauern gerechtfertigt war. In der Nähe des Hauses zeigten sich die Tiere widerspenstig, und der lahme Andrel schlug mit seinem Stocke in so unsinniger Weise auf dieselben ein, daß er dem einen Ochsen ein Horn abschlug. Der Steinbauer kam darüber in solche Wut, daß er den boshafte Burschen in sehr empfindlicher Weise mit seinem Stocke traktierte, so daß dieser laut aufheulte. Nachdem er ihm dann seinen Lohn ausbezahlt, jagte er ihn auf und davon.

Vergebens bat Vroni für den verkommenen, krüppelhaften Burschen, und da nichts half, sagte sie mit prophetischem Tone: „Der schwarz' Vogel fliegt ober unserm Haus, und fangt's Unglück amal an, so halt's kein Stillstand mehr.“

Der schwarze Vogel kreiste nun freilich nicht sichtbar über dem Hause, aber die kluge Alte ahnte nicht falsch, daß mit dem Davonjagen des Krüppels, des Mitwissers so vieler ungerechter Handlungen ihres Herrn, der erste Stein ins Rollen gebracht wurde, der zu einer Lawine anwachsen und Haus und Hof vernichten konnte.

Als sich im Laufe des Nachmittags der Oberaufseher zum Zollhause nach Mellek begab, um dort die Patrouillengänge an die Mannschaft zu kommandieren, schlich sich der Krüppel zu ihm und bot sich an, gegen angemessene Belohnung, die er auf dreißig Gulden ansetzte, eine großartige Schwärzerei mit Pinzgauer Vieh zu verraten, die in der kommenden Nacht stattfinde und von der er zufällig Kenntnis erhalten habe.

Wallner, sogleich des erhaltenen anonymen Briefes gedenkend, schenkte der Rede des Burschen seine Aufmerksamkeit und versprach ihm, wenn sich das bestätige, solle er nicht nur den gewünschten Lohn erhalten, sondern er selbst werde sich beim Steinbauern verwenden, daß ihn dieser wieder in seinen Dienst nähme.

Der lahme Andrel erklärte aber, daß dies durchaus nicht in seinem Wunsche liege; er wisse sich schon einen anderen Dienst, wo er nicht mehr wie ein Hund geschlagen würde, und er hätte nach nichts Begehrt als nach dem blanken Gelde, nach dreißig Silbergulden.

„Nun ja,“ meinte der Aufseher, „um dreißig Silberlinge hat Judas seinen Herrn verraten; du sollst den gleichen Preis haben, ich werde dafür Sorge tragen.“

Bei dieser Rede besann sich Andrel einige Augenblicke und kratzte sich hinter den Ohren, denn der Name Judas ließ ihn plötzlich das Erbärmliche seiner Handlungsweise fühlen. Fast reute es ihn, den Oberaufseher angesprochen zu haben. In diesem Augenblicke aber schmerzte es ihn an der Stelle, auf welche des Steinbauern Stock niedergefallen war, und es fiel ihm auch ein, daß er ja den Namen seines Herrn nicht nenne und somit nicht diesen, sondern nur die Sache verrate, und er beging den Verrat.

Im vorigen Nachtquartier, log er, hätte er mehrere, ihm unbekannte Männer den Plan verabreden hören, heute nacht einen Zug Ochsen über das Gebirge durch das Heuthal zu treiben und dort über die bayerische Grenze zu schwärzen. Er bezeichnete genau den Gebirgssteig, welchen sie benutzen würden, und sagte, daß sich vier bis sechs Mann, jedenfalls bewaffnet, dabei befänden.

Wallner nahm den Burschen mit auf das Zollhaus und ließ ihn dort, ohne irgend Aufsehen zu machen, internieren, um einen allenfallsigen Wiederverrat zu verhindern. Dann aber machte er mit seinen Grenzwächtern den Operationsplan, zog von der Nachbarstation noch andere Mannschaft herbei und setzte den Oberkontrolleur in Reichenhall von allem in Kenntnis. Alles war ohne jedes Aufsehen abgemacht worden und niemand ahnte etwas, besonders für die folgende Nacht. Nur der Steinbauer glaubte an dem Schwiegersohne eine gewisse Erregung wahrzunehmen, er wußte auch den Grund hiervon, nämlich den anonymen Brief, der den pflichteifrigen Oberaufseher veranlaßt haben mochte, seine Dispositionen zur Besetzung der Furt an der Salach zu treffen.

Aber auch der Steinbauer selbst war heute außergewöhnlich erregt; selbst das kleine Salerl, das gewohnt war, in des Vaters Abwesenheit auf den Knien des Großvaters herumzukrabbeln und ihn zu liebkosen, vermochte nicht, die sonstige Heiterkeit bei ihm hervorzurufen.

„Dös is's letzt' Mal!“ sagte er vor sich hin.

Sali glaubte, ihr Vater gedenke des durch den lahmen Andrel herbeigeführten Unfalles, und legte diesen Worten keine weitere Bedeutung bei. Es fiel auch nicht auf, als der Steinbauer bei einbrechender Dunkelheit plötzlich noch Lust bekam, zum Melleker Wirtshaus hinaufzusteigen, es war ja Feiertag und die Nachbarn fanden sich an diesem einen Tage der Woche regelmäßig dort ein. Nur die alte Vroni bemerkte, wie der Bauer seine sonst an der Wand hängende Doppelpistolen lud und in dem um den Leib geschlungenen Ledergürtel verwahrte. Sie wollte ihn befragen, aber er hieß sie barsch schweigen und ging dann anscheinend nach Mellek hinauf. Einige Stunden später warf sich auch der Oberaufseher in seine Uniform. Auch er versah sich mit einer Doppelpistole, schnallte seinen Säbel um, und begab sich dann zu Fuß, wie er sagte, behufs einer kleinen Gebirgspatrouille, von dannen. Er hatte seine Frau zum Abschiede umarmt und drückte auf die Lippen des süß schlafenden Kindes einen Kuß. Die junge Frau, von unerklärlichen Gefühlen ergriffen, bat ihn, sich für sie und sein Kind zu schonen, und wünschte ihm eine baldige glückliche Wiederkehr.

Als die Frau wieder in das Wohnzimmer trat, fand sie die alte Vroni, auf den Knien liegend und die Arme nach dem Christusbilde ausstreckend, in fieberhafter Aufregung betend.

„Vroni, magst nit zur Ruh gehn?“ fragte Sali freundlich.

Die Alte erhob sich und rief: „Heunt nacht giebt's koa' Ruh für mi, heunt nacht muaß ma' beten, daß unser lieber Herrgott koa' Unglück gschehn laßt. Und du muaßt beten, Sali, und dei' Kind muaß beten. Himmlischer Vater, laß 's nit aneinander g'raten.“

„Was hast d' denn?“ fragte Sali erschrocken. „Wer soll nit aneinander g'raten?“

„Wer denn sunst?“ rief die Alte, „als dei' Vater und dei' Mann.“

„Barmherziger Gott, wie dös?“ fragte Sali erbleichend und an allen Gliedern zitternd.

„Wie dös?“ schrie die Alte. „Dös sollst wissen, i kann's nimmer länger unterdrucken, dei' Vater is a Pascher, und heunt nacht geht's auf Leben und Tod!“

Sali stieß einen Schrei aus und sank halb ohnmächtig auf einen Stuhl. Das kleine Kind erwachte auf diesen Schrei und wiederholte laut und vernehmlich die letzten vor dem Einschlafen gesagten Worte: „Lieber Gott, mach' mich fromm, daß ich zu dir in Himmel komm!“

#### IV.

Draußen war es finster. Der Himmel war größtenteils mit Wolken bedeckt, und nur wenige Sterne flimmerten dazwischen; doch war dem prächtigen Augusttage eine laue, würzige Sommernacht gefolgt, und vom Melleker Wirtsgarten, der mit vielen Lampen erleuchtet war, hallte fröhlicher Gesang und Saitenklang herab.

Sobald sich die junge Frau einigermaßen von ihrem Schrecken erholt hatte, schickte sie den alten Roßknecht hinauf, damit er ihren Vater, welchen sie noch dort oben glaubte, in einer dringenden Sache nach Hause kommen hieße. Aber der alte Mathias kam erst nach mehr als einer Stunde wieder zurück und zwar in sehr angeheitertem Zustande. Er sprach nur sein Entzücken aus über den guten Teißendorfer Stoff und über den schönen Gesang der Bauernburschen und Holzarbeiter und gab erst auf wiederholte Fragen den Bescheid, daß der Steinbauer heute abend dort gar nicht gesehen worden sei und er ihn deshalb auch nicht mitbringen konnte.

Nun war ihr Vronis Verdacht zur Gewißheit geworden, und eine fürchterliche Angst bemächtigte sich der jungen Frau.

Die alte Vroni saß am Bettchen des Kindes und betete einen Rosenkranz ab, während Sali in höchster Unruhe bald auf die Galerie hinausging, hoffend, ihren Vater heimkehren zu sehen, bald wieder durch das offene Fenster blickte und ihr Gehör anstrengte, als müsse sie in den nahen Bergen Laute vernehmen, die den Zusammenstoß der Grenzwachmannschaft mit den

Paschern verrieten. Aber sie hörte nichts als das Rauschen des Steinbaches und einzelne Juhschreie der vom Melleker Wirtshause heimkehrenden Gäste.

Die Lichter im dortigen Wirtsgarten waren nach und nach erloschen, dafür aber flimmerten jetzt vom Himmel Millionen von Sternen zwischen den zerteilten Wolken, und über den Müllnerberg herauf stieg die Leuchte des Vollmondes, umspielt von goldenen Wolken, und erhellte die ganze Gegend mit ihrem Silberlichte.

Aber auch Salis Herz erhellte ein Hoffnungsstrahl, und sie flehte hinauf zu dem, der Mond und Sternen das Licht gegeben.

Doch die alte Vroni nahm ihr die Hoffnung wieder, indem sie sagte: „Die grause Finsternis wär mir heut lieber gwen, als der Herr Ma' (Mond), denn der leucht allen zwoan; mir schwant nix Guats. Verlob die, Sali, geh wallfahrten am guldin Samsta auf Kirathal (Kirchenthal) oder zu der lieben Frau auf Mari Eck oder auf Plain; verlob die, i rat dir's guat.“

Und Sali sagte: „Ja, i will wallfahrten gehn die drei golden' Samstag, auf alle drei Gnadenplätz, daß mein Franz an Leib und Leben nix passiert.“

„So is's recht,“ sprach die Alte, „und was iatz aa gschieht, so denk, der Himmel hat's wolln, und der wend' 's Schlimme wieder zum Guten, wenn ma' auf eam vertraut.“

Sali schickte jetzt die Alte in ihre Kammer und zu Bette, sie selbst aber blieb angekleidet und wachte Stunde für Stunde. Lange nach Mitternacht erst bemächtigte sich ihrer, die noch immer am offenen Fenster saß, der Schlaf; sie träumte von einem Zusammenstoße der Pascher mit den Grenzwächtern, sie sah, wie ihr Vater die Pistole auf ihren Mann richtete und – mehrere Schüsse hallten durch die Nacht.

Sali erwachte mit einem entsetzlichen Aufschrei, die alte Vroni kam herbeigeeilt. „Ich hab träumt,“ entschuldigte Sali ihren Schrei.

„Na', na', du hast nit traamt,“ versetzte die Alte. „Zwoamal hat 's geschossen über 'n Gseng oben, und hörst –“

Wieder vernahm man einige Schüsse.

„Jesses, Maria und Joseph!“ schrie Sali, auf die Kniee stürzend, „mei' Traum, mei' Traum!“

In dieser Stellung lauschte sie lange, lange, aber die Stille der Nacht ward durch nichts weiter unterbrochen.

Vroni brachte die fiebernde junge Frau zu Bette; sie selbst zitterte an allen Gliedern. Es war für sie ja gewiß, daß dem Hause irgend ein Unheil widerfahren sei, und unwillkürlich wiederholte sie die schon morgens angeführten Worte: „'s Glück fliegt oft über Nacht davon!“

Oben überm Gseng hatte sich in der That Wichtiges ereignet. Oberaufseher Wallner hatte seine verstärkte Mannschaft nach eingetretener Dunkelheit auf die vom lahmen Andrel bezeichneten Steige hinangeführt und mit vieler Dispositionskenntnis die Besetzung derselben vorgenommen. Er trachtete dabei vor allem, daß den Paschern der Rückweg abgeschnitten würde. Durch den Oberkontrolleur und seine Mannschaft wurden die hinter dem Rüstfeichthorn in das Weißbachthal führenden Steige besetzt gehalten, so daß ein Entrinnen der Pascher und ihrer vierfüßigen Ware nicht leicht möglich war. Der aufsteigende Mond leuchtete ihnen bald und gestattete, schon auf weitere Entfernung die Ankunft der Pascher zu entdecken. So harrten sie ruhig und wohlversteckt der Frevler und freuten sich im voraus auf den ihnen zukommenden, reichlichen Fang. Aber Stunde um Stunde verrann und nichts ließ sich hören.

Jetzt traten einige dunkle Gestalten aus dem Hochwalde – die Flintenhähne der Aufseher knackten, wurden aber sofort wieder in Ruhe gesetzt, denn ein Hirsch flüchtete mit den ihm folgenden Tieren über die Blöße, um dann vertraut wieder im Holze gegen Thal zu ziehen zu seinen Äsplätzen. Die Grenzwächter zielten nach ihm, und es hätte ihnen wohl die größte Freude gemacht, abdrücken zu dürfen.

Der Mond war höher gestiegen und hatte im Gebirge seine Welt hervorgezaubert, die selbst die Grenzwächter, an solche Szenerien gewöhnt, mit Staunen und Vergnügen betrachteten.

Hell gleißte das silberne Licht auf der Pyramide des Sonntagshorns und den übrigen Felsgebirgen, in durchsichtigem Taubengrau standen die Waldberge rings umher, hie und da schwebten dunkle Schleier, die Schatten der Wolken, darüber hin, vorsündflutlichen Ungetümen ähnlich, um aber sofort wieder zu verschwinden. Der Tau, welcher sich auf Bäume, Stauden und Boden herabsenkt, versilberte sich im Lichte des Mondes, der wohlgefällig sein magisches Spiel damit trieb und jeden unscheinbaren Strauch in ein hellglitzerndes, von Diamanten und Perlen strotzendes Kunstwerk verwandelte. Selbst die den Boden und die Gräser überwuchernden Spinnennetze schienen silberne und goldene Gewebe zu sein, und gleich Elfenschleiern schwebte es über den Schluchten der Wildbäche, deren Getöse allein bis jetzt die tiefe Stille unterbrach.

Nun aber wurden auch andere Laute hörbar, erst ein entferntes, dann näher kommendes Brüllen, oft heftige, in der Stille der Nacht eigentümlich wiedertönende Schläge auf das Vieh, und nach kurzer Zeit kamen die Pascher mit einem langen Ochsenzuge in Sicht. Im gleichen Momente wechselte das Hochwild wieder über den Steig und die Waldblöße, und sofort war bei dem herankommenden Zuge ein vernehmliches „Halt!“ und „Kehrt!“ hörbar. Der Zug hielt an, und die Tiere wurden am Platze zum Umkehren gezwungen. Noch standen sie auf österreichischem Boden, der zunächst der Gangsteiges befindliche Grenzmarkstein war noch nicht überschritten.

Schon befürchteten Wallner und seine Mannschaft, daß die Pascher sich eines anderen besinnen und wieder zurückgehen würden. Da näherten sich, offenbar als Sicherheitsposten, zwei Männer, von denen der kleinere ein Gewehr unter dem Arme trug, der größere aber mit einem Bergstocke versehen war. Beide hatten das Gesicht geschwärzt.

„Es is nix anders gwen, als a Hirsch, der da gwechselt hat,“ hörte Wallner den letzteren sagen; „warum unnützen Aufenthalt?“

„I hab Angst,“ entgegnete der Kleinere mit gedämpfter Stimme. „I fürcht, der lahm' Andrel hat an' Schurken g'macht. Du hättst klüger sein soll'n.“

„Narret!“ entgegnete der andere, und beide horchten.

„'s Klügste is, wir verhalten den Zug nit länger,“ nahm jetzt wieder der Größere das Wort. „Wir hab'n heut nix zu befürchten.“

„So mag's sein, auf dei' Gfahr.“ Beide kehrten nun zu den übrigen zurück.

Wallner schien die Stimme des einen der Männer sehr bekannt, sie erinnerte ihn an seinen Schwiegervater, den Steinhofbauern, und er war begierig, diesen Unbekannten schon in der nächsten Minute kennen zu lernen.

„Obacht!“ rief er leise seiner Mannschaft zu, „erst wenn der ganze Zug vorüber ist, fangen wir an.“ So zogen wohl an die zwanzig Ochsen an ihnen vorüber, die außer den oben angeführten beiden Männern, welche die ganze Sache zu leiten schienen, noch von sechs anderen, ebenfalls im Gesichte geschwärzten, begleitet waren.

Der Zug war an dem Hinterhalte kaum vorüber, da sprang Wallner mit seinen Leuten vor und rief ein weithin hörbares „Halt!“

„Ergebt euch, oder ihr seid des Todes,“ setzte er drohend hinzu.

Die vorne und zur Seite postierten Grenzwächter brachen jetzt aus ihrem Verstecke hervor. Die Treiber rissen ihre Gewehre von den Schultern, der Kampf begann unter lautem Gebrülle des erschreckten Viehes. Vorne wurden bereits Schüsse gewechselt. Der übereifrige Stationsführer hatte auf die Pascher Feuer gegeben, doch gefehlt, dafür aber ward er von einer Pistolenkugel des einen der Pascher zu Boden gestreckt, worauf dieser die Flucht ergriff.

„Aufhalten!“ hieß es, „er hat den Stationsführer erschossen.“

Wallner lief dem Flüchtling den Weg ab, so daß beide zunächst eines Felsens sich Aug in Aug gegenüberstanden. „Halt!“ herrschte ihn der Oberaufseher an, „gieb dich gefangen!“ Dabei setzte er ihm die Pistole auf die Brust. Aber schon im nächsten Momente ließ er sie wieder sinken.

„Franz, i bin's, dei' Schwiegervater,“ hatte ihm dieser gesagt.

Sein Gehör hatte ihn also vorhin nicht getäuscht, der Steinbauer stand vor ihm als ein schuldbeladener Verbrecher.

Dem pflichtgetreuen Manne war es, als hätte ein Blitz neben ihm eingeschlagen; er war einige Sekunden wie betäubt. Da wurde er durch nahe Rufe aufgeschreckt.

„Willst mi in Schand und Not bringa?“ sagte der Steinbauer. „Denk an d' Sali, an dei' Kind.“

Wallner dachte daran. Das hatte den inneren Kampf in ihm entschieden. Er machte mit der Hand eine Bewegung, der Steinbauer verstand und flüchtete von dannen.

Es waren inzwischen noch mehrere Schüsse gewechselt worden, zwei der Treiber waren schwer verwundet, zwei andere ergriffen die Flucht, der Rest wurde gefangen.

„Der Steinbauer war's, der entflohen is; er hat 'n Stationsführer erschossen,“ rief man jetzt dem Oberaufseher zu.

Sein Genosse hatte ihn verraten, um nicht selbst wegen dieses Schusses zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Sämtliches Vieh war in den Händen der Grenzjäger, und mit wahrer Siegesfreude ward dasselbe auf dem nächsten Wege zu Thal gebracht und der Zollbehörde nebst den Gefangenen übergeben.

Der verwundete Stationsführer wurde auf einer Tragbahre nach Mellek getragen. Der Schuß hatte ihn mehr betäubt als verletzt, die Kugel saß in dem rechten Schenkel, die Verwundung schien nicht direkt lebensgefährlich zu sein.

Unter fürchterlichen Gemütsbewegungen hatte Wallner alle seine Befehle erteilt. Ihm ward die Ehre dieses glücklichen Fanges, ihm ward aber auch das fürchterliche Bewußtsein, daß sein geliebtes Weib, die Mutter seines süßen Kindes, die Tochter eines Paschers sei. Erst am späten Morgen kam er nach Hause. Seine Frau kam ihm laut schluchzend entgegen, sie vermochte kein Wort zu sprechen.

Die alte Vroni jedoch erzählte, daß der Steinbauer in fürchterlicher Aufregung nach Hause gekommen ist, erst auf nichts Antwort gegeben, sondern sich rasch gewaschen und mit Geld versehen, dann aber weinend von Tochter und Enkelin Abschied genommen habe und gleich einem Flüchtling über die Grenze geeilt sei. Erst am Morgen hätten sie durch einen nach dem Steinbauer fahndenden Gendarm das Unglück der heutigen Nacht erfahren.

Sali aber flüsterte leise ihrem Gatten ins Ohr: „Er hat mir's gstanden, was er dir z' danken hat – Franz, laß's mir und dein Kind nit entgelten.“

## V.

Das waren traurige Wochen, die nun folgten. Sali wurde durch diesen ersten, aber wuchtigen Unglücksschlag so tief erschüttert, daß er ihrem Manne, dessen Gemüt gleichfalls sehr niedergedrückt war, nur schwer gelingen wollte, sie zu trösten. Wallner wurde für die Umsicht, welche er bei Aufhebung der Pascher an den Tag gelegt, von seiten seiner vorgesetzten Behörde sehr belobt, und namentlich ward dessen dabei bewiesene Pflichttreue in vollem Maße gewürdigt. Diese Behörde sowohl, wie die Bewohner der Umgegend von Mellek glaubten nämlich, der Oberaufseher habe im voraus gewußt, daß die Pascherei auf Anstiftung und Rechnung seines Schwiegervaters, des Steinbauern, vor sich gegangen sei.

Die Grenzbewohner, bei denen der Steinbauer stets in großem Ansehen gestanden, drückten ihre Teilnahme für denselben öffentlich aus, aber ebenso schalten sie auch auf den falschen Schwiegersohn, wie sie Wallner nannten, und dieser mußte es öfter hören, wie einer zum andern sagte: „Da is der, der sein eigna Schwiegervater ins Unglück gstürzt hat.“

Was half es auch, wenn den Leuten zu öfteren Malen der wahre Sachverhalt klar gelegt wurde, sie blieben nun einmal bei der vorgefaßten Meinung. Die einmal lebendig gewordene Ungunst des Volkes suchte weiter und weiter zurück, und plötzlich, als wäre es erst gestern

gewesen, sprach man wieder von dem Sturze des böhmischen Wenzels in die Klamm. Einer seiner Kameraden mochte um den Herzenskummer des Böhmen gewußt und es nachträglich verraten haben, kurz, man bezichtigte Wallner als den Urheber der beiden großen Unglücksfälle.

Es gab Augendiener genug, die dem Oberaufseher Wort für Wort hinterbrachten. Verbat er sich auch ernstlich derartige Nachrichten, so waren sie ihm doch schon zu Ohren gekommen, und er ärgerte sich über das müßige Geplauder. Selbstverständlich verbitterte das die Stimmung des braven Mannes und nur selten noch erheiterte ein freundliches Lächeln sein Gesicht.

Da war es denn das kleine Salerl, das in den düsteren Schatten, welche sich über die Herzen der Eltern ausgebreitet hatten, einen lichten Sonnenstrahl hineinzauberte. „Papa'l,“ sagte sie, sich schmeichelnd an den Hals des Vaters hängend, „i bitt di, mach a lieb's G'sicht.“ Und sie liebte und bat so lange, bis die finsternen Züge sich wirklich erhellten und die Schatten aus seinem Gesichte verschwanden.

Da dem flüchtig gegangenen Steinbauer wegen Körperverletzung, Zolldefraudation und dergleichen sofort der Prozeß gemacht wurde, so war das öftere Erscheinen von Gerichtskommissionen in der Wohnung des Steinbauers selbstverständlich, und das waren für Sali stets Stunden der schrecklichen Qual. Das Gericht konnte nicht umhin, die Tochter des Flüchtlings zu fragen, ob ihr der Aufenthalt desselben bekannt sei, was Sali mit gutem Gewissen verneinen konnte. Endlich aber hörten auch diese Fragen auf.

War es nur ein bloßes Manöver, oder war es Wahrheit: eines Tages erhielt Sali einen Brief von der Hand ihres Vaters mit dem Poststempel Hamburg. Die Post hatte alle Briefe an Sali an das Gericht abzuliefern und erst mit dessen Konsens an die Adressatin auszuhändigen. Das geschah denn auch mit diesem Briefe, welcher nicht nur das Gericht, sondern auch Sali über den Aufenthalt des Flüchtlings benachrichtigte.

Der Brief lautete: „Ihr Lieben zu Hause! Ich bitte Euch um Verzeihung, daß ich Euch so viel Kummer und Schande gemacht habe. Ich erkenne es, daß es ein schweres Unrecht von mir war, das Gesetz zu verachten, aber meine Eltern und ich sind durch den Krieg an den Bettelstab gekommen und der Staat hat uns mit keinem Kreuzer unter die Arme gegriffen, ich hab' viele Tausende durch ihn verloren und hielt es nicht für unrecht, mir wieder einige Hunderte von ihm zu verschaffen, indem ich ihn um den Zoll brachte. Aber ich sehe es ein, es war doch ein Unrecht und möchte es gern ungeschehen machen. Ich bin entflohen, weil ich mich keiner langen, qualvollen Untersuchungshaft habe aussetzen mögen. Der Stationsführer hat auf mich zuerst geschossen und gefehlt; als er wieder auf mich anlegte, kam ich ihm zuvor. Ich habe aus Notwehr so gehandelt, der Viehhändler Schirmer, der dabei war, muß das so beschwören können. Ich habe mich entschlossen, nach Amerika zu fahren, und schon heute geht das Schiff dahin ab. Seid aber versichert, ich werde wieder kommen und will dann auch meine Strafe aushalten, wenn ich erfahren habe, daß sie gerecht ist. Schreibt mir alles, wenn ich euch meine Adresse geschrieben habe. Und nun umarme ich eins nach dem andern, dich, meine liebe Sali, und das liebste, kleine Salerl und dich, lieber Franz, der du nur deine Pflicht treu erfüllt hast – auch die gute Vroni, die soll für mich beten, wie ihr alle. Lebt wohl und denkt mit Liebe an Euren treuen Vater Kaspar Anselmo.“ Unter dem Briefe stand die gerichtliche Notiz: Urkundlich zu den Akten Abschrift genommen.

Diese Nachricht erfüllte Sali mit Trauer, aber auch mit einiger Beruhigung, und sie und ihr Kind, sowie Vroni erfüllten des Fernen Wunsch und beteten für ihn aus voller Seele.

Auch dem Oberaufseher war diese Nachricht sehr erwünscht. Er war dadurch der peinlichen Notwendigkeit enthoben, bei der Gerichtsverhandlung seinem Schwiegervater gegenüberstehen zu müssen. Nach und nach wurde er wieder heiterer und vermochte es, mit seinem kleinen Lieblinge wieder zu scherzen und zu lachen und sich dem Glücke im engsten Kreise der Familie hinzugeben. Aber das einmal entflohenen Glück war doch nicht so leicht wieder zurückzurufen, die alte Vroni hatte das vorausgesagt.



Der Oberaufseher ritt gegen Ende September zum Oberinspektor nach Reichenhall, um sich von diesem einen vierzehntägigen Urlaub zu erbitten, der ihm vom ersten Oktober an auch gewährt wurde. Er war auf dem Heimwege an der sogenannten Wegscheide angekommen, dort, wo sich die Straße ins Mauthäusl und nach Inzell von der seinen abzweigte, und stieg hier, wie er es immer zu thun pflegte, vom Pferde, um dasselbe die Bergstraße, den sogenannten Weinkaser, hinabzuführen, welche am Gehänge des Müllnerberges sich tief und steil hinabsenkt in das Thal des Weißbaches. Da hörte er ein Stöhnen und Ächzen, und die Laute erinnerten ihn an die Sage vom Wegscheidweiblein, welches hier vor Zeiten in den Klippenwänden saß und durch ihre Jammertöne den mitleidigen Wanderer in die Gehänge lockte, bis sie einst durch das „Vergelt's Gott“ eines Fuhrmannes, dem sie einen Dienst erwiesen, erlöst wurde und für immer verschwand.

Doch dieses wimmernde Geschöpf, das er nach wenigen Schritten erblickte, war nicht das gespensternde Wegscheidweiblein, sondern der lahme Andrel, der, anscheinend in etwas betrunkenem Zustande, über heftiges Kopfweh klagte und nicht sonderlich erfreut schien, in diesem engen Wege dem Oberaufseher, dem er bis jetzt überall ausgewichen, zu begegnen.

„Hast dein Sündengeld verlumpt?“ ließ ihn dieser scharf an.

„Ja, verlumpt hon i's,“ entgegnete der Bursche, „und i bin recht froh d'rüber. Unser einer darf mit funkelnagelneuen Guldenstückeln in die verdammten Wirtshäuser zahl'n, er kriegt doch nix anders, als an' Plempel und a Hundstreffen. Und miaunst, wirst nausg'worfen.“

„Das scheint dir heute passiert zu sein,“ entgegnete der Oberaufseher.

„Wahrhafti,“ antwortete der verkommene Mensch. „I sag's annemal, da herin san d' Stoa' grob, d' Kost ist grob, und d' Leut san grob. I wander' außi ins Flachland, und wenn i draußen Betteln geh', hab'n d' Leut mehr Respekt vor mir, als da herin in die groben Berg, wenn i d' Taschen voll Geld hab'. Mit die paar Sechser, die mir heut der böhmisch' Wenzel g'schenkt hat, fang i mei' neu's Gschäft an, und wird mir nacha übel, so is 's dengast a g'schenkta und koa' koa' kaafta Katzenjammer.“

„Der böhmisch' Wenzel?“ fragte Wallner, der, schon im Begriffe, weiter zu gehen, wieder stehen blieb. „Derselbe, der beim Steinbauern als Holzknecht war?“

„Ja, ja, grad der, der so dumm war und hat si' in d' Stoa'bachklamm gstürzt; es wißt's es ja eh, warum. Außer Schnaizreut is er mir begeg'n, schö' gwand't is er gwen, a ganzer Mann. Wo gehst hin? hon i g'fragt. Weit furt, hat er g'sagt, über Lands. Schenk mir was zum Andenken, hon i g'sagt. Da hat er mir zwoa Sechser geben und is furt, Mellek zua. Hon i mir denkt, ich möcht doch sehn, ob der in Mellek einkehrt, und schleich eam nach. Da siehg i, wie er rechts in d' Leiten 'nauf sein Weg nimmt zur Waldung am Gseng und vüri lenkt zur Stoa'bachklamm. Gehst eam nach! hon i mir denkt. Da siehg i richti, wie der Dalk a lange Weil awischaut in d' Klamm, in der er si' vor vier Jahr blau und grea' g'fall'n hat. Aftn is er gen Thal und in die Irlstauden ganz hoamli 'n Stoa'bauernhof zua.“ Der Bursche schwieg.

„Red' weiter!“ befahl der Oberaufseher.

„No' ja, hon i mir denkt, schaut der dös Platzl an, wo er grea' und blau worn is, so kann i aa den Stecken wieder anschaug'n, mit dem mi der Stoabauer grea' und blau g'schlagen hat, schreit' über'n Stoa'bach ummi und schleich mi zwischen die Stauden durch. Da sitzt der Wenzel, nimmt sein' Maulhobel (Mundharmonika) außa und fangt dir's musizieren an, scho' so schö', daß mir 's Herz im Leib g'lacht hat. Ja, ja, es hat mir wirkli g'lacht, denn wenn i musizieren hör' –“

„Weiter, weiter,“ drängte Wallner.

„Weiter? Ja no', dös Musizieren hat no' wem g'fall'n, und es hat nit lang dauert, kimmt a Frau daher, a schöne Frau.“

„Meine Frau?“ fragte der Oberaufseher errötend.

„Ja, ja, „meine“ Frau,“ erwiderte der Bursche mit lauerndem Blicke. „Da hat der Wenz'l 's Musizieren aufg'hört. I hon glust und glust, was 's ebba mit anander reden, aba i hon nix hör'n kinna, als daß 's am ersten guldan Samsta statt nach Kirathal auf Reichenhall zua soll

über Gois und Viehhausen, Viehhausen hon i deutli ghört, und beim Peterswald wart' nacha er scho' auf sie und führt's zum Torfhäusl an der Glan. Da hon i mir denkt, iatzt bist aa wieder a Stückl gscheita worn. D' Frau hat dem Böhmaken freundli d' Hand gebn und –“ Er stockte wieder.

„Zum Teufel, was und?“ schrie Wallner empört und wollte den Burschen am Kragen packen, aber dieser entwischte unter dem Bauche des Pferdes und sprang kopfüber den steilen Hang gegen den Weißbach hinab.

Wallner rief ihm einigemal begütigend nach, es geschähe ihm nichts, er solle nur wieder heraufkommen, aber der Bursche entfernte sich weiter und weiter, und nur sein höhnisches Gelächter schlug noch an das Ohr des vor innerer Aufregung halb betäubten Mannes. Unter eigentümlichen Empfindungen führte er dann sein Pferd die Höhe hinab und warf sich unten auf dasselbe, um am Fuße der düsteren Steinwände des Ristfeichthorns langsamen Schrittes und mit ebenso düsteren Gefühlen weiter zu reiten.

Aber sobald er in das grüne, heitere Wiesenthal von Schnaizlreut hinaus kam, heiterte sich auch sein Gemüt wieder auf, er schämte sich, durch das Geschwätz eines boshaften Krüppels auch nur einen Augenblick erregt worden zu sein, und lachte schließlich über seine eigene Thorheit, auf Wenzel eifersüchtig zu sein. Er leistete im stillen seinem lieben Weibe Abbitte.

So ritt er gegen Abend im Steinbauernhofe ein, wo ihm wie sonst Frau und Kind entgegenkamen und ihn freudigst begrüßten, und doppelt warm erwiderte er den Willkomm. Zum erstenmal nahm er heute das kleine Salerl zu sich aufs Pferd und ritt zum unaussprechlichen Vergnügen des Kindes noch einigemal im Hofe auf und ab. Er versprach ihm auch, daß das Christkind, das schon im vorigen Jahre einen mit Lichtern und Süßigkeiten geschmückten Baum und allerlei Spielzeug gebracht, das nächste Mal gewiß ein kleines Pferdchen bescheren würde, auf welchem Salerl dann im Zimmer auf- und abreiten, und hopp, hopp, hopp! machen könnte. Zu seinem dritten Geburtstage aber, der in den nächsten Tagen sein würde, hätte er bereits etwas Schönes in der Tasche. Das Kind jauchzte im Vorgefühle dieser Freuden laut auf.

Der glückliche Vater trug es sodann auf seinen Armen die Freitreppe hinauf in das Wohnzimmer, woselbst die Hausfrau sich beeilte, den Abendimbiß aufzutragen.

Während des Nachtessens sprach Wallner davon, daß er den ihm gewährten Urlaub zur beiderseitigen Zerstreung mit Frau und Kind in München verbringen wolle, und Sali war dies wohl zufrieden. Doch wollte sie vorher, am ersten goldenen Samstag, noch ihr Gelöbniß erfüllen und nach Kirchenthal wallfahrten gehen. Es war davon schon öfter die Rede gewesen, und Sali sprach davon auch heute so unbefangen, daß Wallner neuerdings einsah, welch groben Spaß sich der lahme Andrel mit ihm erlaubt habe. Und er war herzlich froh, daß es nur ein Spaß war.

Der erste goldene Samstag traf heuer auf den Michaelitag selbst, und Sali trat beim dämmernden Morgen mit einigen anderen Frauen der Nachbarhöfe zu Fuß ihren Wallfahrtstag an. Man wollte heute nach Kirchenthal gehen und morgen im Laufe des Tages wieder von dort zurückkehren. Sali hatte vom Gatten und Kind herzlichen Abschied genommen und der alten Vroni aufgetragen, wie ein Schutzengel über das kleine Mädchen zu wachen, da es in voriger Nacht infolge des Zahnens unwohl gewesen und arge Hitze gehabt habe.

Vroni hieß sie deshalb vollkommen beruhigt sein, mit Gott gehen und vergnügt wieder kommen. Und sie ging, nicht ahnend, daß es der Anfang ihres Leidensweges sei.

## VI.

Im ganzen Bereiche des Karlsteinerthales, welches das wildromantische Thal des Weißbaches und das herrliche Salachthal bis über Lofer hinaus umfaßt, sowie im ganzen Chiemgauer-, Salzburger- und Berchtesgadener Land werden die drei Samstage nach

Michaeli, die sogenannten goldenen Samstage, fast ausschließlich zu Wallfahrtsgängen nach den für diese Tage mit Ablässen begnadeten Orten Kirchenthal, Maria Plain und Maria Eck als Endpunkte benutzt, in welche sich andere Gnadenorte, wie Maria Kunterweg, Gern, Ettenberg und andere einschließen. Diese Wallfahrten werden entweder von ganzen Ortschaften und Gemeinden unternommen, wobei sie Fahne und Kreuz mittragen, oder werden auch von einzelnen Familien und Befreundeten ausgeführt.

Erstere werden immer von den Prangerinnen begleitet, Mädchen von sechs bis zehn Jahren, die über ihrer Kleidung ein weißes Hemd tragen, das um die Taille und an den Armen mit roten Bändern gebunden ist. Das offene Haar ist mit einem Bande oder mit einer kleinen Krone aus Wachs geschmückt.

Die Mädchen überreichen an den Gnadenplätzen die oft gewichtigen und teuren Opferkerzen, wozu sie gewöhnlich noch ihre Kronen begeben. Sowohl am Hin- als auf dem Heimwege werden Rosenkränze ohne Zahl abgetet, und das selbst dann, wenn nur wenige, selbst nur zwei oder gar nur eine Person für sich wallfahrten.

So begegnet man in diesem Gebirgsteile an den goldenen Samstagen allerwegen andächtig oder zerstreut betenden, größeren und kleineren Gruppen solcher Wallfahrer, und mögen solche gemeinsame, öffentliche Religionsübungen auch manches Nachteilige im Gefolge haben, sie halten dennoch eine ideale Richtung lebendig, zu des Volkes, wie zu des Staates Nutz und Frommen.

Auch Sali betete sich vom Hause fort, und die alte Vroni betete ihr eine Stunde nach.

Das kleine Salerl wollte heute nicht aus seinem Bettchen. Das Kind war sehr unruhig, und fragte der Vater besorgt um die Ursache, so erwiderte die alte Vroni immer: „Zahna thuat's.“

Wallner bereute schon im Laufe des Tages, daß er seine Frau fortgelassen habe, nachdem sich alsbald gezeigt, daß das Kind nicht völlig wohl sei.

Aber die Alte beruhigte ihn wieder, und so trat er gegen Abend seinen Dienst an, der ihn bis zum anderen Morgen vom Hause fern hielt. Er wünschte der Kleinen erst noch herzlich eine gute Nacht, und da diese gewohnt war, vor dem Einschlafen scherzweise noch ihre verschiedenen Glieder an die Eltern zu verschenken, so sagte sie heute mit Bezug auf die Abwesenheit der Mutter:

„Papa'l, heut ghört die ganz Salerl dir.“

Der Vater acceptierte das Geschenk, herzte und küßte es und legte es dann unter einem warmen „Gute Nacht“-Gruße zu Bette. Vroni versprach, beim Kinde zu wachen, und beruhigt trat Wallner seinen Dienst an.

Als er gegen vier Uhr früh bei kaltem Herbstnebel nach Hause kam, fand er die Fenster des Schlafzimmers offen, die alte Vroni auf dem Sofa eingeschlafen, das Kind aber völlig nackt und abgedeckt im Bette liegend. Der Körper der Kleinen war brennend rot, das Kind lag im Fieber.

Dem Vater entfuhr ein Schrei des Schreckens, der die Alte auftaumeln ließ.

Wallner ließ sie hart an, Vroni aber verlor ihren Gleichmut nicht, sondern sagte:

„'s Kind hat mentisch Hitzen g'habt, d'rum hon i a Kühlung in d' Stuben einlassen. Und daß 's Kind rot is, dessel' bedeut, daß d' Kranket außa geht, und dös is mei' Lebta guat.“

Aber Wallner gab auf das Geschwätz der Alten nichts mehr. Eine schreckliche Angst überkam ihn, und er befahl dem Knechte, einzuspannen und den Gerichtsphysikus von Reichenhall so schnell als nur immer möglich zu bringen.

Es war eine Ewigkeit für den geängstigten Vater, bis dieser gegen zehn Uhr morgens erschien. Er besichtigte das Kind und sagte, dasselbe habe den Scharlach in hohem Grade, und auf die Frage des bangenden Vaters, ob Gefahr vorhanden sei, lautete die vernichtende Antwort des Arztes: „Ja!“ Er bereitete ihn sogar behutsam auf einen möglichen schlimmen Ausgang vor.

Nachdem der Arzt noch alles Nötige verordnet, fuhr er mit dem Versprechen von dannen, morgen früh wieder zu kommen.

„Barmherziger Gott!“ rief Wallner nach des Arztes Abgang, „wenn nur die Mutter da wäre!“

Er schickte ein anderes Fuhrwerk gen Lofer, um die von Kirchenthal zurückkehrende Frau rascher nach Hause zu bringen. Er selbst übernahm die Wartung des Kindes. Hoffnung und Furcht wechselten im Laufe der Stunden, aber die letztere behielt die Oberhand, denn das Kind phantasierte und schrie unablässig. Alle Hausmittel der alten Vroni und der übrigen Dienstboten nützten nichts.

Es schlug fünf Uhr, die Mutter war noch nicht da.

Plötzlich wurde das Kind ruhig, das Bewußtsein kehrte ihm wieder, und fragend blickte es nach dem geängstigsten Antlitz des Vaters.

Dieser rief es mit herzlichen Worten an und fragte, was es wünschte.

Und Salerl sagte mit matter Stimme: „Mei' Mama'l.“

Der Vater versprach, die Mutter würde bald heimkehren und etwas Schönes mitbringen, er aber eilte, das für morgen bestimmte Geburtstagsgeschenk herbeizuholen und legte eine prächtige Puppe auf des Kindes Bett. Salerl nahm sie lächelnd in ihren Arm.

Nach wenigen Minuten aber schon legte sie die Puppe wieder weg.

„Papa'l, schlafen!“ sagte sie, und gewohnt, vor dem Einschlafen ihr Gebetlein herzusagen, faltete sie die Händchen und betete mit schwacher Stimme:

„Lieber Gott, mach mich fromm,  
Daß ich zu dir –“

Heftige Fieberschauer überfielen das Kind, es atmete schwer und stöhnend.

„Schrecklich, wenn das Kind stürbe,“ sagte Wallner angstvoll zu Vroni.

„O mei' Herr!“ erwiderte die Alte, „bei uns herin halt ma' dös für a Glück. Kann's denn was Schöneres geben, als daß 's a Engerl wird?“

„Ich will aber keinen Engel,“ rief der durch diese Rede empörte Mann, „ich will mein Salerl lebendig haben, das ist ihr Glück und das unsere.“

Als er sich jedoch wieder zu dem Kinde wandte, erfaßte ihn tiefer Schrecken.

„Salerl, Salerl!“ schrie er, denn über des Kindes Antlitz breiteten sich die Züge des Todes, Salerl hatte aufgehört zu atmen, – sie war ein Engel.

Der Jammer des Vaters, sein Herzen und Küssen machten sie nicht mehr lebendig.

Wallner war wie niedergeschmettert, sein Auge blickte stier auf die Leiche, während die Ehehalten kamen, um die üblichen Gebete zu verrichten und Vroni mit zitternden Händen eine geweihte Kerze anzündete.

Und die Mutter kam noch immer nicht!

Da rasselte ein Wagen in den Hof, endlich – endlich! Es kam die Treppe herauf, doch in der offenen Thüre erschien nur der Knecht mit der Meldung, daß er die Frau in Lofer nicht mehr erwarten wollte, da er von den Wallfahrern gehört hätte, sie sei gar nicht in Kirchenthal gewesen, sondern hätte sich schon gestern in Unken von ihnen getrennt, ohne zu sagen, wohin sie gehe.

„Das ist nicht wahr!“ schrie der seiner Sinne kaum mehr mächtige Mann.

„Wird scho' wahr sei' müassen,“ entgegnete ruhig der Knecht, „hätt's gern hoambracht, vor unser Herrgott dös Engerl g'holt hat.“

Und er begab sich zur Leiche Salerls und betete, sich einige Thränen aus den Augen wischend.

„So hätt' der Tropf doch recht g'habt?“ rief Wallner plötzlich mit wildrollenden Augen. „Herrgott im Himmel! Mein Kopf, mein Kopf!“

Und er preßte beide Hände an die Stirne, er meinte, sie müsse ihm zerspringen.

Da öffnete sich noch einmal die Thür von der Galerie her, Sali erschien auf der Schwelle, und nichts von all dem Unglück hier ahnend, rief sie freudig:

„Salerl, ich hab dir was –“

Sie vollendete nicht. Die brennenden Wachskerzen, die am Boden knieenden Ehehalten und dort in der Ecke mit verstörtem Gesichte ihr Mann –

„Was ist's?“ schrie sie auf und eilte zum Bettchen des Kindes. Ein Blick, ein Schrei – sie sank wie vom Blitze getroffen zu Boden.

Man trug sie in das Nebenzimmer, wo sie sich bald so weit erholte, daß ihr Vroni das Nötigste berichten konnte. Die Alte schloß mit den Worten:

„Mei', a Stündl ehnda, und du hätt'st es no' beten hör'n und bitten, daß 's in Himmel kimmt. Jetzt is 's oben – tröst' di Sali – du hast unserm Herrgott a Engerl g'schenkt.“

Bis jetzt hatte Wallner von der Anwesenheit seiner Frau scheinbar keine Notiz genommen. Diese rief ihn aber jetzt mit schmerzbewegtem Tone. Er kam ins Zimmer und hieß Vroni sich entfernen.

Sali wollte sich schluchzend an seine Brust stürzen, Wallner aber hielt sie zurück und sagte kalt:

„Laß 's gehen und gieb mir Antwort.“

Sali sah ihren Gatten, der sie mit seinen Augen durchbohren zu wollen schien, betroffen an.

„Du warst nicht in Kirchenthal, du hast mich belogen.“

„Franz!“ rief Sali.

„Du warst in Salzburg! Ist es so? Bei der Leiche deines Kindes! – ist es so?“

„Ja, es ist so!“ erwiderte Sali mit bestimmten Tone, „aber –“

Wallner ließ sie nicht aussprechen.

„Ein Mann hat dich am Peterswald erwartet, dann begleitet. Wer war der Mann?“

„Hast dir das dei' Spion nit hinterbracht?“ fragte Sali mit schmerzlichem Spotte. „Von mir erfährst du 's nit, ich hab' Schweigen gelobt. Es muß dir genug sein, wenn ich dir sag, ich hab' nix Unrechtes gethan.“

„Nichts Unrechtes?“ fuhr jetzt Wallner auf. „Hast du nicht mit dem böhmischen Burschen unten am Steinbach eine Verabredung gehabt?“

„Ja,“ antwortete Sali wieder, „aber –“

„Hast du dich nicht in das Haus dieses Burschen führen lassen, hast sogar dort übernachtet?“

„Ja. Aber, Franz, ich darf nicht reden.“

„Was giebt's da noch zu reden? Art läßt nicht von Art. Dein Vater hat mich betrogen, drum ist der Fluch auf unser Haus gefallen und hat all mein Glück vernichtet – und du –“

„Franz,“ sagte jetzt Sali in stolzem Tone, indem sie sich hoch aufrichtete, „einen so schimpflichen Verdacht hab' ich nit verdient, und was d' auch weiter in dein' ungerechten Zorn und in dein' Schmerz gegen mich verschulden magst, ich bin zu stolz, mich weiter zu entschuldigen.“

Und ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen und auf nichts mehr achtend, begab sie sich zur Leiche ihres Kindes, um sich ganz ihrem mütterlichen Schmerze zu überlassen.

Am andern Tage übergab Wallner seinem Stellvertreter für seine Urlaubszeit alle dienstlichen Papiere, nahm von der Leiche seines Kindes herzzerreißenden Abschied und verließ das Haus. Niemand, am wenigsten seine Frau, ahnte, daß er nimmer wiederkehren, daß er dem morgenden Leichenbegängnisse gar nicht beiwohnen würde.

Da brachte ein Bote einen Brief an Sali, der nur die wenigen Worte enthielt:

„Erwarte mich nicht mehr. Es ist besser für uns beide, wir bleiben geschieden.“

Das Blatt entfiel den Händen der unglücklichen jungen Frau, und sie rief in die Kniee sinkend:

„Salerl, Salerl, hol mich zu dir!“

Die alte Vroni aber legte ihr die Hand auf das Haupt und sagte mit einem frommgläubigen Blicke zum Himmel:

„Vertrau auf dein' Engel, er macht alles wieder guat!“

## VII.

Mehr als drei Jahre sind darüber hingegangen. Franz Wallner hatte in seiner alles überstürzenden Aufregung den Dienst quittiert und ging, ohne jemanden hiervon zu verständigen, den verlockenden Schilderungen seines Freundes Krieger folgend, zur päpstlichen Armee.

Hier wollte er das Unglück der Heimat vergessen, strebend nach Ehren, am liebsten aber sich sehnd nach einem rühmlichen Soldatentod.

Wohl überkam ihn oft eine Art Reue, und er machte sich Vorwürfe darüber, daß er so rasch gehandelt und im Unglück die Besonnenheit verloren. Die glücklichen, mit seiner Gattin verlebten Tage mahnten ihn stets daran, daß er ihr doch unrecht gethan haben könnte, daß sein Verdacht unbegründet und Salis Schweigen auf seine Anschuldigung durch irgend einen andern Umstand als ihr Schuldbewußtsein veranlaßt war. Aber dann betäubte er diese Selbstanklagen wieder durch die Erinnerung an jene schrecklichen Augenblicke, wo sein Schwiegervater ihm als Pascher gegenüberstand, er wollte es nicht glauben, daß die Tochter nicht längst gewußt, welch verbrecherisches Geschäft ihr Vater betrieben und er redete sich dann selbst ein, daß er nur als Mittel zu bösen Zwecken von Vater und Tochter mißbraucht worden war.

Er ward bald Offizier, und in der Zeit, in der wir unsere Erzählung wieder beginnen, sehen wir ihn als einen der Ordonnansoffiziere des kommandierenden Generals.

Eines Tages, man erwartete einen Zusammenstoß mit dem Feinde, hatte Wallner einer entfernten Reiterabteilung einen Befehl zu überbringen. Da gerade abgekocht wurde, luden ihn die Offiziere zur Menage ein, was Wallner sehr willkommen war.

Er ließ sein Pferd versorgen und nahm bei den Kameraden Platz.

Da kam der Trompeter der Abteilung herbei und bat Wallner als ein Landsmann, einige Worte mit ihm wechseln zu dürfen. Wallner war hierzu gern bereit und entfernte sich mit dem schmucken Trompeter eine kurze Strecke von den übrigen.

„Sie sind ein Bayer?“ fragte er dann den Trompeter.

„Nein, ich bin ein Böhme,“ entgegnete dieser. „Ich diente einst beim Steinbauern in Mellek; sie nannten mich den böhmischen Wenzel.“

Ein Ausruf des Zornes entfuhr Wallners Lippen. Unwillkürlich hatte er die Rechte an den Griff seines Säbels gelegt. Doch rasch besann er sich wieder und begnügte sich einstweilen, dem Trompeter einen vernichtenden Blick zuzusenden.

Dieser deutete Wallners Aufregung anders.

„Meine Eltern haben mir's geschrieben, daß Sie fort sind aus Schande über den Steinbauer. Doch der ist gut davon gekommen, denn der Stationsführer ist bald wieder gesund geworden, und so hat er nur sechs Monate Haft bekommen. Auf Zureden Ihrer Frau, die ihn damals am goldenen Samstag statt der Wallfahrt – denn die Reise nach Amerika war bloß eine Finte, – bei und besuchte, hat er sich selbst gestellt und seine Strafe erstanden.“

Wallner folgte den Worten Wenzels mit steigendem Interesse. Es war ihm plötzlich, als teilten sich die düsteren Wolken, welche jahrelang sein Gemüt umschlossen hielten, als hätte sich das erwärmende Sonnenlicht Bahn gebrochen, das mit seinen goldenen Strahlen die Finsternis, den Neider des Glückes, vertreibt, die Wahrheit aber erhellt mit himmlischer Glorie.

„Sie haben meine Frau davon verständigt und sie am Peterswalde bei Salzburg erwartet?“ fragte Wallner, um die Wucht seiner ihm plötzlich zum Bewußtsein gekommenen, fast erdrückenden Schuld durch einen Strohalm schwacher Entschuldigung zu mindern.

„Verständigt schon,“ entgegnete Wenzel, „aber nicht erwartet, denn ich war gerade auf der Reise hierher und habe Ihrer Frau hinterbracht, was mir der Steinbauer aufgetragen hat.“

Und während Wallner seine innere Aufregung kaum zu bemeistern vermochte, fuhr Wenzel zu erzählen fort:

„Ein meiniger guter Freund hat mich zu den päpstlichen Reitern gebracht, und als ein geborenen Musikant bin ich Trompeter geworden. Ich hab’ mir schon einiges Geld zusammengespart, und sobald es wieder Friede wird, laß ich meine Gretl kommen und heirat’ sie. Wir halten schon über sechs Jahre zusammen, und ich weiß mir kein größeres Glück als meine treue Gretl oder einen fröhlichen Tod auf dem Felde der Ehre.“

Wallner hatte ich einigermaßen gesammelt, und mit thränenfeuchten Augen schüttelte er jetzt dem ehrlichen Wenzel die Hand.

„Auch ich werde meine Sali kommen lassen, und sie soll deine Gretl mitbringen. Ist es so recht?“

„Ja, so ist’s recht,“ rief Wenzel mit größter Freude. „Sie sollen mich heute so freudig zur Attacke blasen hören, als ging’s zum Tanze. Wir werden den Feind niederwerfen. Ich werd’ an meine Gretl denken und ehrlich beitragen zum Sieg und zum Frieden.“

„Trompeter, blas Appell!“ rief jetzt Wenzels Kommandant, und der Bursche setzte seine Trompete an den Mund und gab das anbefohlene Zeichen. Dann salutierte er vor Wallner und eilte zu seinem Pferde. –

Ein hitziges Gefecht fand statt, das durch eine glänzende Attacke von Wenzels Reiterabteilung zu gunsten der Päpstlichen entschieden wurde.

Wallner war durch einen Schuß in den Arm schwer verwundet worden. Als er sich zum Feldspitale begab, um sich verbinden zu lassen, kam er an dem Platze vorüber, wo der Anprall der Kavallerie stattgefunden hatte. Da blieb sein Blick auf einem zu Boden gestreckten Reitersmann haften, der in der Rechten den blanken Säbel und in der Linken die Trompete hielt. Es war Wenzel. Sein Wunsch hatte sich erfüllt – Sieg und Frieden und ein fröhlicher Soldatentod. Wallner drückte die kalte Hand des braven Burschen, der ihm in der letzten Stunde seines Lebens noch eine neue Welt eröffnet und eine unbezwingliche Sehnsucht in seinem Herzen hervorgerufen hatte, die verlassene Gattin wieder zu sehen und ihre Verzeihung zu erleben.

Selbstverständlich war es sein Erstes, an die so schwer Verkannte und Gekränkte in diesem Sinne zu schreiben. Seine Wunde fesselte ihn ja einige Wochen ans Krankenbett. In banger Erwartung sah er Salis Antwort entgegen und als diese eingetroffen, trugen die herzlichen Ergüsse der Versöhnten und die dadurch bei ihm herbeigeführte glückliche Stimmung mehr zu seiner Heilung bei, als dies seine zwar kräftige Konstitution sonst erwarten ließ.

Salis Brief schloß mit den Worten:

„Komme nur recht bald. Es erwartet dich eine unverhoffte Freude, und wir werden wieder ebenso glücklich leben wie vorher, als unser Salerl noch am Leben war.“

Die Verhältnisse hatten sich inzwischen für den Kirchenstaat sehr ungünstig gestaltet, Rom war von den Italienern erobert und der Kirchenstaat infolge eines für die italienische Regierung günstigen Plebiscits von dieser annektiert. Die päpstlichen Truppen wurden entlassen, die Offiziere pensioniert.

Nichts hielt jetzt Wallner mehr auf, in die Heimat zu eilen. Es war am Christabend, als er von Innsbruck aus auf einem Schlitten durch die schneebedeckten Thäler des Pinzgaues an die bayerische Grenze fuhr. Er ließ den Schlitten in der Nähe des Steinbauernhofes halten und ging zu Fuß dorthin, um mit bebendem Herzen zu erforschen, wie es dort stehe.

Es war bereits dunkel, niemand hatte sein Eintreten in den Hof bemerkt. Oben in der Wohnung brannte Licht. Es zog ihn mit Macht die Freitreppe hinauf, und mit Rührung blickte er in das einst unter so glücklichen Verhältnissen bewohnte Gemach. Auf dem Tische stand ein kleines, prächtig geziertes Christbäumchen. Ein alter, mit einem blauen Wolljanker bekleideter Mann mit schneeweißen Haaren war soeben beschäftigt, die Wachskerzen anzuzünden. Als sich der Mann gegen das Fenster wendete, erkannte Wallner in ihm den gealterten Schwiegervater, den Steinbauer. Dem Forschenden ward es ganz eigentümlich zu Mute, als er unter dem Christbaume mehrere Spielsachen erblickte, darunter ganz deutlich jene Puppe erkannte, welche er seinem süßen Salerl noch in den letzten Minuten gegeben, die

letzte Freude in dem kurzen Leben der Kleinen. Und weiter sah er, wie sein eigenes Bild an der Wand mit einem Kranze aus künstlichen Blumen geschmückt war, er sah –

Der Großvater gab jetzt mit einem helltönenden Glöckchen ein Zeichen, die Thüre öffnete sich und Sali, ein Kind auf dem Arme, eilte herein, gefolgt von der steinalten Vroni und dem weiblichen Hausgesinde. Wallner war einige Momente im Zweifel, ob er wache oder träume. Sali sah blaß und leidend aus, war aber dadurch nur noch schöner geworden. Das Kind auf ihrem Arme jauchzte laut auf vor Freude, es glich mit seinen blonden Löckchen und blauen Augen Zug für Zug dem heimgegangenen Liebling. War er's? Wallner glaubte einen Blick in den Himmel zu thun, sein Herz schlug mächtig gegen die Uniform, und als er jetzt sah, wie der Großvater das Kind auf den Arm nahm und zu seinem geschmückten Bilde trug und das Kleine mit Salerls Stimme fragte: „Papa'l, kommst heut? Mama hat mir's versprochen –“ da riß er, überwältigt von seinen Gefühlen, die Thüre auf und rief, hineinstürzend: „Er kommt – da ist er!“

Sali stieß einen Freudenschrei aus und lag im nächsten Momente an der Brust des geliebten Mannes. Der Steinbauer war hocheufreut mit dem Kinde herangekommen. Jetzt schaute Wallner mit einem unnennbaren Blicke nach dem Ebenbilde seines Salerls – seine eigenen Züge lachten ihm verjüngt entgegen.

Die Mutter aber sagte: „Sechs Monate nach deiner Abreise. – Nicht wahr, das ist ein unverhofftes Christgeschenk?“

Wallner blickte beschämt zu seinem so sehr verkannten Weibe.

„Kannst du mir jemals das Unrecht vergeben, das ich an dir beging? Kannst du – –“

Die Frau ließ ihn nicht weiter sprechen.

„Nun ist ja alles wieder gut,“ sagte sie, „weil wir dich wieder haben. Jetzt darfst du uns nimmer fort! Wir halten dich schon fest, ich und das Kinderl.“

Der überglickliche Vater nahm das lächelnde Mädchen auf seinen gesunden Arm, herzte und küßte es und fragte es nach seinem Namen.

„Salerl,“ entgegnete treuherzig die Kleine und da jetzt eine Thräne des von freudiger Rührung Überwältigten auf ihr Händchen fiel, fragte sie ihn streichelnd:

„Warum weinst denn, Papa'l?“

Wallner reichte nun auch der treuen Vroni und dem alten Steinbauern versöhnt die Hand. Es war ein wunderherrliches Christfest, das diese glücklichen Menschen zusammen feierten.

Die alte Vroni stand mit gefalteten Händen zur Seite und schaute triumphierenden Blickes auf die glücklich Wiedervereinten. Ihr Werk war es, das wußte sie gewiß, sie hatte es erbetet und mit ihr das holde Salerl, der Engel über den Sternen.